

A black and white close-up portrait of Wolfgang Herrmann, President of the Technical University of Munich (TUM). He is wearing glasses and has a mustache. The background is a plain, light color.

DIE BILDUNG

Schon seit 1995 ist Wolfgang Herrmann Präsident der Technischen Universität München (TUM) mit rund 500 Professoren, 10 000 Mitarbeitern und 36 000 Studierenden. Als solcher ist er ein gefragter Gesprächspartner. Ein Präsidialstab regelt die Abläufe, ein Termin folgt dem nächsten. Um mit uns über Europas Hochschulen zu sprechen, nimmt er sich trotzdem eine Stunde Zeit.

Das Potential der kulturellen Vielfalt

VON SASKIA MÜLLER
FOTOS: JORINDE GERSINA

Der habilitierte Chemiker erwartet uns in seinem Büro, das mit der enormen Größe und dem antik aussehenden Mobiliar wie der Empfangssaal eines Schlosses anmutet. Wolfgang Herrmann selbst vermittelt dagegen einen bodenständigen Eindruck, auch wegen seines bayerischen Dialekts. Dennoch verwendet er immer wieder englische Begriffe, denn mit der TU München versucht er Vorreiter in dem zu sein, was er sich auch für Europa wünscht: internationale Netzwerke zu bilden und Diversität zu nutzen.

? Sie sind seit 1995 Präsident der TU München. Wie hat sich seitdem das Verhältnis von nationaler und europäischer Bildungspolitik verändert?

! Die Bildungspolitik ist in den letzten 15 Jahren erheblich internationaler geworden, auch unter Erschließung des Potentials in Asien. Wir sind dort vor Ort, haben eine eigene Dependance in Singapur und jetzt auch ein Forschungsinstitut „ElectroMobility in Mega Cities“. Über 100 junge Ingenieure und Naturwissenschaftler der TUM forschen dort unter dem Dach von „TUM CREATE“ an Themen zur Elektromobilität. Das ist aber eine Besonderheit in der deutschen und europäischen Hochschulszene. Wenige europäische Universitäten sind mit so starken Standorten im Ausland vertreten. Die europäischen Hochschulen haben sich allerdings in den vergangenen Jahren stärker auf innereuropäische Netzwerke verständigt, als das lange Zeit der Fall war.

? Hat das die Situation der deutschen Hochschulen und speziell der TU München verbessert?

! Die Situation oder auch die Leistungsfähigkeit werden besser, weil wir jetzt über einen innereuropäischen Benchmark verfügen. Wir vergleichen unsere Leistungsfähigkeit mit Einrichtungen wie der ETH Zürich im weitestgehend gleichen Kulturkreis. Wenn ich Vergleiche mit Stanford anstelle, dann reden wir über unterschiedliche Traditionen und Kulturen. Deshalb ist es wenig überzeugend, wenn ich der Politik erzähle, dass Stanford ein Vielfaches an Geld hat. Wenn ich der Politik aber sage, dass die ETH Zürich von der Schweiz den dreifachen Geldbetrag pro Kopf bekommt als wir hier in München, dann ist dieser Vergleich glaubwürdig. Deswegen ist das innereuropäische Benchmarking ganz wichtig. Und es bilden sich wissenschaftliche Netzwerke wie zum Beispiel „The Human Brain Project“ mit der EPFL Lausanne heraus, ein ganz enger Partner von uns. Europa vernetzt sich, auch aufgrund einer guten europäischen Bildungs- und vor allem Forschungspolitik.



? Herrscht zwischen den Universitäten eher der Gedanke von Zusammenarbeit vor...

! Ja, das tut er.

? Aber Konkurrenzdenken gibt es doch sicher auch.

! Zum Glück, denn der Wettbewerb bringt Europa ja voran! Natürlich gibt es drittklassige Universitäten, die man nicht zur Kenntnis nimmt. Aber auch die werden sich an den besseren orientieren. Das heißt, sie werden schauen, wo die Benchmarks sind, und versuchen, sich dahingehend zu entwickeln. Dank des Benchmarkings haben sie gegenüber ihren Landesregierungen auch die Argumente dafür. Unser Hauptwettbewerber in Europa ist das Imperial College London, weil diese Universität beinahe exakt das gleiche Fächerportfolio hat wie wir: Ingenieure, Naturwissenschaftler, Lebenswissenschaftler, Mediziner, Ökonomen. Die ETH Zürich ist diesbezüglich schon gar nicht mehr vergleichbar, genauso wenig deutsche Universitäten.

? Sie haben vorhin angesprochen, dass Ihre Situation auch mit der in den USA kaum vergleichbar ist. Orientieren Sie sich trotzdem an amerikanischen Universitäten?

! Natürlich schauen wir auf die amerikanischen Universitäten. Unser Benchmark dort ist Stanford. Stanford ist zwar viel kleiner als wir – die haben 12000 Studenten, wir haben jetzt 36000 – aber vom Fächerportfolio gesehen ist es ähnlich. Allerdings arbeiten sie dort unter völlig anderen Rahmenbedingungen, mit ungleich mehr Geld und einer ganz anderen Tradition. Aber Stanford ist eben eine der international führenden Technischen Universitäten.

? Sollte die EU sich zum Ziel setzen, die europäischen Universitäten irgendwann auf ein Level mit den USA zu bringen?

! Selbstverständlich! Es gibt überhaupt keinen Grund, diesen Ehrgeiz nicht zu haben,

weil er nämlich realistisch ist. Wir haben doch eine unglaubliche kulturelle Vielfalt in Europa. Wie man weiß, entstehen aus der Vielfalt Leistungsverstärkungen. Es ist wissenschaftlich erwiesen, dass in einem divers zusammengesetzten Team – national und international, Frauen und Männer, Junge und Alte – allein schon aufgrund dieser Diversität erheblich mehr Leistungen erbracht werden. Wir haben in Europa eine ganz reiche Kultur-, Bildungs- und auch Wissenschaftsgeschichte, so dass es überhaupt keinen Grund gibt, warum wir Europäer den Amerikanern und auch den Asiaten nicht weit überlegen sein sollten. Das sollten wir nur häufiger sagen, glauben und vor allem danach leben.

? Woran fehlt es dann?

! Die Europäer denken eben oft zu nationalstaatlich, zu eng. Viele Regierungen schreiben Europa noch mit einem kleinen e, selbst in Deutschland. Aber das ganze amerikanische System leitet sich doch von Europa her ab, die sind nur schneller international geworden und haben früher ihre Diversität, die sie durch ihre Einwanderungspolitik hatten, genutzt. Amerika ist im Grunde Europa, das seine Chancen auf der westlichen Seite des Atlantiks genutzt hat, während wir auf der östlichen Kriege geführt haben. Besonders schlimm waren die fundamentalen Eingriffe der Nationalsozialisten in unsere Wissenschaftskultur und Hochschullandschaft. Die Maßnahmen des verbrecherischen Regimes führten zu einem massiven intellektuellen Exodus; die Folgen haben wir noch über Jahrzehnte gespürt. Wissenschaftler und Intellektuelle sind nach Amerika gegangen, weil dort das Feld vorbereitet war. Sie leben dort das Humboldt'sche Prinzip, das 1809 eine neue deutsche Universität begründet hat, zum Teil mehr als wir hier. Wir haben die Massenuniversitäten aufgemacht, in denen die Beziehung zwischen Schüler und Lehrer nicht

mehr gut ist. Die Amerikaner haben natürlich viel Geld, viel mäzenatisches Geld, aber auch viel eingenommenes Geld, denn das Studium in den USA ist ja nicht unentgeltlich. Aber noch einmal ganz klar: Natürlich hat Europa das Potential, die führende Wissenschaftsregion der Welt zu sein.

? Die Europäer geben sich schon Mühe, die nationalstaatlichen Grenzen aufzubrechen. Die Bachelor/Master-Reform war zum Beispiel ein Versuch. Ist der gelungen?

! Grundsätzlich ja, aber die Umsetzung war zu zögerlich. Zum einen waren die Nationalstaaten und die Institutionen, die die Reform umsetzen mussten, zu wenig von der Grundidee, einen europäischen Bildungsrahmen zu schaffen, überzeugt. Sie haben nicht europäisch genug getickt. Außerdem waren viele der Meinung, man selbst könne sowieso alles besser. Ein weiteres Problem war der vorauseilende Gehorsam der deutschen Politik gegenüber der Bologna-Reform, den sie auch dort praktiziert hat, wo es nicht notwendig gewesen wäre. Das hat zu Verstimmungen geführt.

? Inwiefern?

! Dass man beispielsweise ein Bachelor-Studium strikt auf sechs Semester begrenzt, ein Master-Studium strikt auf vier Semester. Das ist einfach nicht sinnvoll und das hätte überhaupt nicht sein müssen. Es wurden durch die deutsche Kultusministerkonferenz Formalismen in Bologna hineindefiniert, die niemand von uns verlangt hat. Die Deutschen aber wollten wieder das einheitliche Korsett und das ist nie gut. Nehmen wir gerade das Beispiel der Studienzeiten: Wenn Sie sich international an den besten Architekturschulen umschauchen, werden Sie feststellen, dass diese Studenten dort für ihr Grundstudium, also das Bachelor-Studium, vier Jahre Zeit haben. An allen Top-Schulen dieser Welt ist das so. Und wir sollen gezwungen werden, das in drei Jahren

zu machen. Wozu denn, wenn wir dadurch bei den besten der Welt nicht anerkannt sind? Innereuropäisch vielleicht schon, aber das hilft uns dann nicht. Insgesamt hat sich durch Bologna aber, und das will ich ganz deutlich sagen, die Beweglichkeit innerhalb Europas erheblich verbessert. Die Mobilität der jungen Europäer ist enorm gewachsen. Der Bachelor ist ein Interventionspunkt, an dem der junge Mensch noch einmal innehält: Ist es das richtige Fach? Gehe ich in eine andere Richtung? Soll ich jetzt mal Europa näher kennen lernen? An der TU München sind wir, was die Erasmus-Stipendien angeht, deutschlandweit führend, sowohl bei den „ingoings“ als auch bei den „outgoings“.

? Wie profitieren Europas Wirtschaft, Wissenschaft und auch Kultur von dieser Mobilität?

! Die jungen Leute, die aus den Universitäten kommen, sind viel stärker auf Mobilität konditioniert als noch vor Jahrzehnten zu meiner Studienzeit. Das ist schon mal gut für die Wirtschaft, weil die Unternehmen, egal ob klein oder groß, stark internationalisiert sind, auch weit über Europa hinaus. Den jungen Leuten ist also klar, dass sie mobil sein und mit der Welt umgehen können müssen. Deshalb gehen ja so viele für ein oder zwei Semester ins Ausland. Die Architekturstudenten an der TUM müssen sogar ein Jahr Pflichtauslandsstudium während des Bachelors absolvieren. Die Arbeitsmärkte sind internationalisiert, deshalb ist die internationale Einstellung in jedem Fall ein Benefit. Was speziell Europa betrifft, ist auch die Forschungspolitik der EU-Strategie „Horizon 2020“ auf das europäische Wissensdreieck hin orientiert: Lehre, Forschung, Unternehmertum. In diesem Dreieck spielt sich die Forschungspolitik ab, das geht hin bis zu den Vernetzungen mit der Wirtschaft. In Europa ist eine sehr gute Entwicklung im Gange, die durch sehr viel Geld erfreulicherweise beschleunigt wird.

? Trotzdem ist es vor allem in der Wissenschaft oft so, dass die guten Leute aus Europa abwandern, für ihre Promotion in die USA gehen, vielleicht auch bald nach Asien. Ist das nur durch noch mehr Geld zu verhindern?

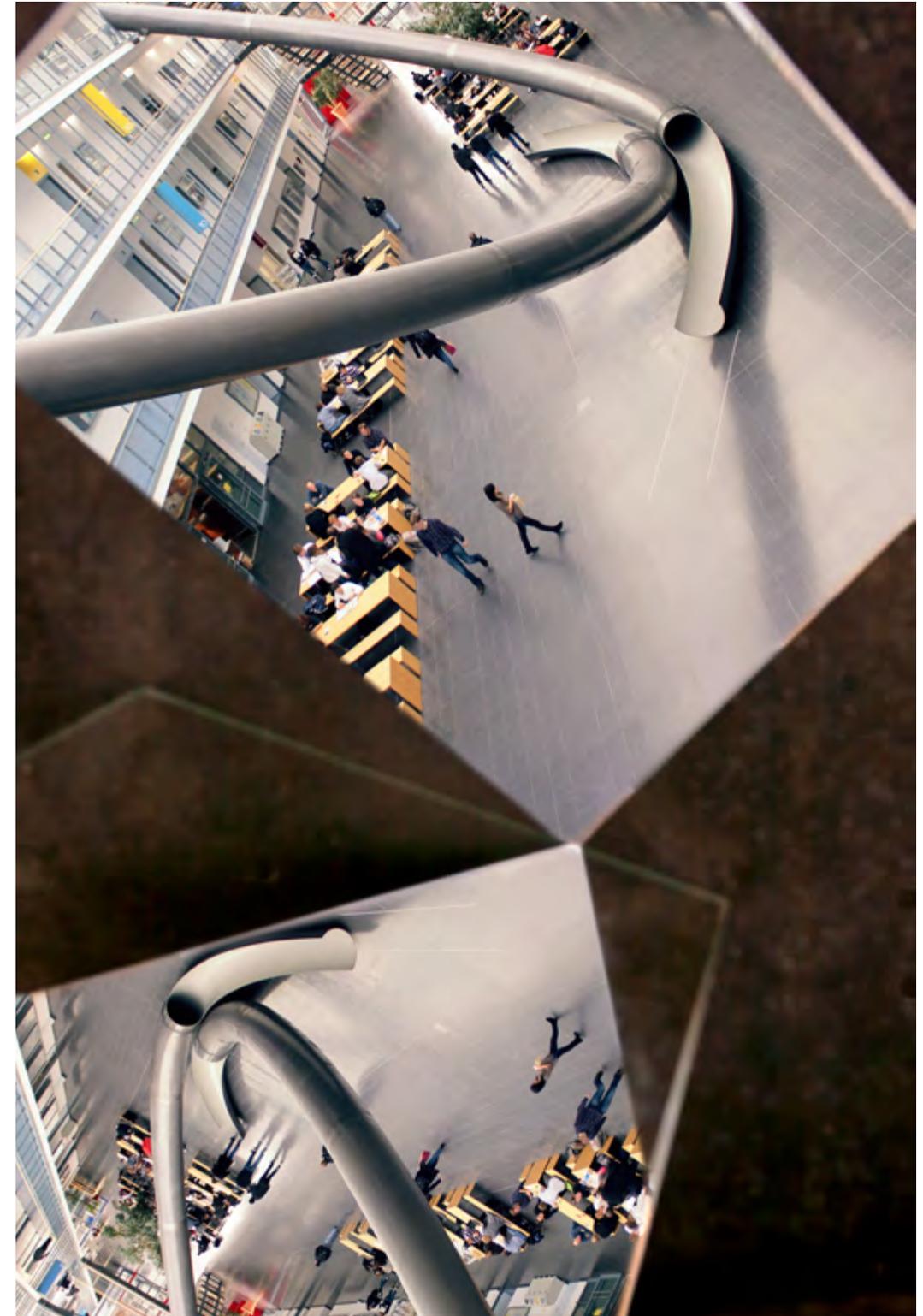
! Für die Promotion bleiben die meisten noch hier, aber dann wandern sie ab, machen Postdocs in Amerika und kommen dann oft nicht mehr zurück. Das liegt auch an unserem System. Für junge Überflieger ist es nicht hinreichend attraktiv, eine Professur an einer deutschen Universität anzunehmen, weil hier kein Aufstieg innerhalb des Professorenkollegiums möglich ist. Wenn Sie als kleiner Professor auf einer niedrig dotierten Stelle anfangen, bleiben Sie entweder auf dieser Stelle oder Sie müssen die Universität wechseln. Deshalb haben wir an der TUM das sogenannte Faculty-Tenure-Track-System eingeführt. Das ist das international gängige Verfahren: Ein junger Professor wird für sechs Jahre angestellt, also zunächst einmal befristet. In dieser Zeit wird er gefördert und evaluiert und kann dann im Erfolgsfall an der gleichen Universität auf die nächsthöhere Professorenstufe steigen. Dieses System führen wir an der TUM gerade als einzige deutsche Universität ein, das ist ein ganz wichtiger Aspekt. Wir haben auch schon die ersten zwölf Berufungserfolge, bei denen Leute von Top-Universitäten aus dem Ausland kommen, weil sie sagen, jetzt habe ich eine Perspektive bei euch.

? Sollte die EU sich darum bemühen, dass dieses System europaweit eingeführt wird?

! Unbedingt! So etwas zu fördern, das schafft die EU aber nicht mit Dokumenten oder Papieren, sondern durch Förderung der Mobilität und vor allem durch gezielte Förderung eines konsequenten Tenure-Track-Systems, um den Universitäten zu helfen, die den Kraftakt unternehmen, das einzuführen. So kann dieses System zum Vorbild für ganz Europa werden, dem dann andere nacheifern. Das halte ich für ganz entscheidend. Dann bleiben unsere Leute wieder hier und darüber hinaus kommen auch Ausländer zu uns, die sonst in Amerika bleiben würden. Es gibt zwar schon das Brain-Gain-Programm und verschiedene andere Versuche für Rückholaktionen, die in ihrer Art auch erfolgreich sind, aber das System stimmt noch nicht. Über eine Humboldt-Professur kriege ich den bereits renommierten Wissenschaftler, zum Beispiel auch den Deutschen, der mindestens zehn Jahre lang im Ausland war und dann wieder in die Heimat geht.

? Aber damit bekommen Sie nicht den jungen Überflieger.

! Eben, weil der nicht aufsteigen kann. Es ist nicht einmal so, dass die Arbeitsbedingungen hier an den Universitäten schlecht wären. An manchen sind sie sogar hervorragend. Leute, die wir von Stanford





nach München berufen, sagen uns genau das: „Eure Arbeitsbedingungen waren schon in der Vergangenheit hervorragend, nur die Jungen hatten keine Aufstiegsmöglichkeit.“ Das ist der springende Punkt und der durchzieht ganz Europa. Es gibt aber schon einzelne Vorbilder, zum Beispiel die EPFL Lausanne. Das ist eine Spitzenuniversität, viel dynamischer als die ETH Zürich.

? Bemerkenswerterweise sind das beides Schweizer Universitäten, sie sitzen also in einem Nicht-EU-Staat.

! Ja gut, aber immerhin in einem EU-assoziierten Staat. Die sind einfach smart und schaffen es durch Anreizsysteme, die Leute zu holen. Auf europäischer Ebene sind die ERC-Grants des European Research Council dafür ein Beispiel. Das sind hochdotierte Forschungsprojekte. Junge Wissenschaftler und Anfänger können genauso Grants bekommen wie Arrivierte. Diese Grants sind gerade dabei, zum Standard der Leistungsmessung in Europa zu werden. Universitäten, die was auf sich halten, sehen sich nach Kandidaten um, die einen ERC-Grant haben. Die kleine EPFL Lausanne ist, was junge Professoren betrifft, die diese Grants haben, im Pro-Kopf-Verhältnis die erfolgreichste Universität Europas. Auch wir suchen gezielt nach Wissenschaftlern mit diesen Grants und anderen Stipendien. Das steht auch in unseren Ausschreibungen. Wir haben rudelweise Interessenten, die irgendwo in Europa ERC-Grants eingeworben haben und die mit diesem Grant – das bedeutet mit einer Summe zwischen einer und zweieinhalb Millionen – hierher kommen wollen, um damit bei uns zu forschen. Wir wollen so die Besten nach München holen und das klappt. Natürlich hat Deutschland innerhalb Europas einen guten Ruf. Wir als Land sind wettbewerbsfähig.

? Um Europa wettbewerbsfähig zu halten, vor allem auch gegenüber dem aufsteigenden Asien und auch Lateinamerika: Denken

Sie, es wäre notwendig, dass die EU mehr bildungspolitische Kompetenzen übernimmt, oder sollten die bei den Nationalstaaten bleiben?

! Ich glaube das Wichtigste ist, dass wir in Netzwerken denken und arbeiten. Wir müssen uns einfach zusamm tun, weil eine noch so erfolgreiche Universität für die großen Themen der Gesellschaft zu klein ist. Nehmen Sie so etwas wie Elektromobilität, Infrastruktur, natürliche Ressourcen, Gesundheit und Ernährung. Das sind ja die großen Herausforderungen der Gesellschaft. Um die zu meistern, muss es in der Forschung noch enorme Entwicklungen geben. Das geht nur im Netzwerk und das bildet sich durch eine gute EU-Politik. Da hat die EU schon sehr viel Gutes bewirkt, entgegen anfänglicher Skepsis.

? Können Sie uns ein gutes Beispiel nennen?

! Die EU hat mit ihrem Geld die Netzwerkbildung unter den Wissenschaftlern letztlich vorgegeben. Sie hat also gesagt, wenn ihr nicht einen Wissenschaftler aus meinerwegen Griechenland, Polen oder einem anderen Land in Osteuropa dabei habt, dann ist die Chance, dass ihr den Zuschlag für das Forschungsprojekt der EU bekommt, entsprechend geringer. Ein Problem ist dabei nur die Bürokratie. Die Wissenschaftler sind davon genervt, aber es geht um viel Geld und deswegen macht man mit. Wir haben zur Bewältigung der Bürokratie sogar eigens die Bayerische Forschungsallianz gegründet. Da arbeiten 40 Leute, deren Aufgabe es ist, innerhalb Bayerns die Wissenschaftsnetzwerke in EU-Projekten zu steuern, um dann am Ende auch mehr EU-Projekte nach Bayern zu holen. Das ist nur eine Frage der Organisation.

? Ich habe mir einige Papiere der EU zu den Themen Bildung und Forschung durchgelesen. Da fallen ständig Begriffe wie Humankapital, wirtschaftliche Bedeutung, Wirtschaftswachstum oder Arbeitsmarkt.

Finden Sie, dass die EU in den vergangenen Jahren eine Ökonomisierung der Bildung vorangetrieben hat?

! Das wird immer gesagt, aber das halte ich für Blödsinn. Die Leute müssen mal kapieren, dass wir Geld verdienen müssen, damit wir uns gute Bildung, Kunst, Literatur, Musik und all das leisten können. Humankapital mag manchem als Begrifflichkeit nicht gefallen, dann muss man's halt anders umschreiben. Klar ist für uns, dass die kulturelle Entwicklung eines Landes und Europas in seiner Diversität ein wichtiger Aspekt der Bildungspolitik ist. Aber ich kann nicht behaupten, dass Europa sich überwiegend auf wirtschaftsnahe Gebiete hin orientiert. Programme müssen international wettbewerbsfähig sein. Dass deshalb natürlich auch wirtschaftlich relevante Themen vorkommen müssen – zum Beispiel wo man Rohstoffe findet und wie man damit umgeht –, ist die Basis unserer Zukunft. Wenn wir kein Geld mit eigener Innovation verdienen, müssen wir den Fortschritt aus dem Ausland zukaufen. Wir müssen aktiv bleiben, sonst sitzen wir später nicht mehr hier und schauen zum Fenster raus auf die Pinakothek. Das wolln mer net, oder? (er lacht)

? Welche Verantwortung haben Sie als renommierte Universität, Forschung in bestimmten Bereichen voranzutreiben, also zum Beispiel was erneuerbare Energien oder nachwachsende Rohstoffe angeht?

! Wir müssen hier Brücken bauen, genau so, wie wir das tun. Das ist aus meiner Sicht eine Leitungsaufgabe. Wir müssen schauen, wo die Kompetenzen liegen, in der Universität und außerhalb, und welches die großen Themen sind, von denen wir glauben, dass wir dazu etwas beitragen können. Es kann natürlich jeder Professor forschen, was er will, das ist klar. Wenn es aber um Netzwerkbildung geht, wo wir auch zusätzlich Geld reinstecken, dann orientieren wir uns an den Themen, die unsere Gesellschaft angehen: Ernährung, Gesundheit,

natürliche Ressourcen, Klima, Energie, Umwelt, Infrastruktur und Verkehr, Information und Kommunikation. Dann muss man eben die entsprechenden Leute motivieren, diese Themen gemeinsam voranzutreiben, in der Überzeugung, dass man so erfolgreicher ist. Ein Beispiel sind die nachwachsenden Rohstoffe. Wir haben dazu in Straubing ein Zentrum, das wir damals mit Ministerpräsident Stoiber zusammen initiiert haben. Nachwachsende Rohstoffe waren in der klassischen Wissenschaft überhaupt kein Thema, das war allen irgendwie zu kompliziert. Chemiker haben für sich geforscht und Landwirte auch. Die haben nichts gemeinsam gemacht. Die Leute müssen aber mehr miteinander arbeiten, so wie in diesem Zentrum. Für alternative Energien haben wir die Munich School of Engineering gegründet. Das ist eine fakultätsübergreifende Forschungseinrichtung, ein sogenanntes Integrative Research Center, das sich auf die Energieforschung konzentriert, die alternativen Energien eingeschlossen, und im Besonderen auf die Elektromobilität. Wir haben ein eigenes Auto gebaut, das TUM-Taxi, das vor Kurzem auf der Tokio-Motorshow vorgestellt wurde. Das haben wir gemeinsam mit den Singapureern in unserer Singapur-Dependance entwickelt. Es lädt den Trafo innerhalb von 15 Minuten wieder auf, weil der besonders gekühlt wird, sonst wäre das gar nicht möglich. Dieses Auto hat ein spezielles Design und ist speziell für Megacities in tropischen Gebieten ausgelegt. Es ist ein Unterschied, ob Sie ein Auto in Singapur, in China oder in Europa fahren. An der Entwicklung dieses TUM-Taxis waren 21 Lehrstühle beteiligt. So wie es aussieht, wird es gebaut werden. Singapur ist ja eine Insel, da kann man solche Themen natürlich ganz anders durchsetzen als hier bei uns, politisch und strukturell. Nachdem Singapur zurzeit relativ stressfrei mit China arbeitet, haben sie für dieses Projekt einen riesigen Markt. So muss das sein.

? Betrachten Sie sich selbst als europäischen oder als deutschen Wissenschaftler und Uni-Präsidenten?

! Zuerst einmal sehe ich mich als bayerischen Menschen, damit das klar ist. Die TUM hat ein Standort in einem wunderbaren Land, das uns sehr unterstützt. Dann sehe ich mich stufenweise innerhalb eines deutschen Netzwerks. Am Ende fühle ich mich und halte ich mich wirklich für einen Europäer. Als junger Dozent war ich einer der ersten, der Kontakte zu Spanien, Portugal, Südfrankreich oder Ungarn aufgenommen hat. Meine Postdoktoranden sind aus diesen Ländern gekommen. Ich habe mir, damals gefördert durch die Humboldt-Stiftung, ein sehr starkes europäisches Netzwerk aufgebaut, auch schon früh in Osteuropa.

? Und was heißt es für Sie, Europäer zu sein? Welche Werte sind damit verbunden?

! Kulturelle Diversität und Freiheit – der Freiheitsbegriff europäischer Prägung, der in der Französischen Revolution entstanden ist. Das ist das, was wir heute leben.

? Als Sie selbst studiert haben, hätten Sie sich da erträumen lassen, dass es einmal so einfach sein wird, in ganz Europa zu studieren?

! Nein, überhaupt nicht! Ich bin ein Kind der unmittelbaren Nachkriegszeit, da war Europa im Grunde noch verfeindet. Für mich war es als Kind schon ein großes Erlebnis, in den Ferien nach Frankreich zu fahren. Mein Vater hat mir dort den Ort gezeigt, wo er in Kriegsgefangenschaft war. Auch ein großes Erlebnis waren für mich die Begründung der deutsch-französischen Freundschaft durch De Gaulle und Adenauer. Das war letztlich der Schlüssel zu Europa, das entscheidende Ereignis. Europa war aber noch in den 70er Jahren sehr stark nach Amerika hin orientiert. Auch das hat wiederum mit der Weltgeschichte des letzten Jahrhunderts zu tun. Jeder von

uns jungen Forschern wusste, wenn du nicht in Amerika warst, kann aus dir in der Wissenschaft sowieso nichts werden. Wir haben eine enorme US-amerikanische Hegemonie in der Wissenschaft. Ich war 1975 und '76 in Amerika, und irgendwann habe ich angefangen zu überlegen: „Mensch, die europäische Einigung muss doch auch durch die Wissenschaft voranschreiten!“ Daraufhin habe ich mir dann gezielt Doktoranden und Postdoktoranden aus Europa geholt, die sich vermehrt über EU-Stipendienprogramme beworben haben. Als Wissenschaftler muss man den Standort Europa pflegen, auf die Konferenzen in Europa gehen, die die EU möglich gemacht hat. Wenn ich als Kind mit meinen Eltern über die Grenze gefahren bin und meine Eltern wieder die Geldbörse mit den anderen Währungen rausgeholt haben, da hätte ich mir das nicht vorstellen können! Es ist ein großes Glück, in einem Europa zu leben, das sich so entwickelt, inklusive der Erweiterung zum Osten hin.

? Und wie wird es in 50 Jahren aussehen, was glauben Sie?

! Ich weiß es nicht, ich bin ja kein Prophet. Einerseits hoffe ich, dass Europa dann noch stärker zusammengewachsen ist, was gemeinsame Programme in der Wissenschaft und in der Bildungspolitik anbetrifft. Bei der Bildungspolitik ist noch nicht sehr viel los, aber da hapert es ja auch in Deutschland noch. Und ich hoffe, dass Europa in 50 Jahren als Kontinent international wieder so wahrgenommen wird, wie wir das verdient haben. Für ganz entscheidend halte ich, dass Europa das Potential der kulturellen Vielfalt nutzt und dass sie erhalten bleibt. Wir brauchen ein Europa der Regionen, wie wir hier oft sagen. Damit ist letztlich ein Europa der kulturellen Vielfalt gemeint. Wenn es so ist, dann kommen die Menschen gerne hierher, und die Wirtschaft wird weiter florieren.